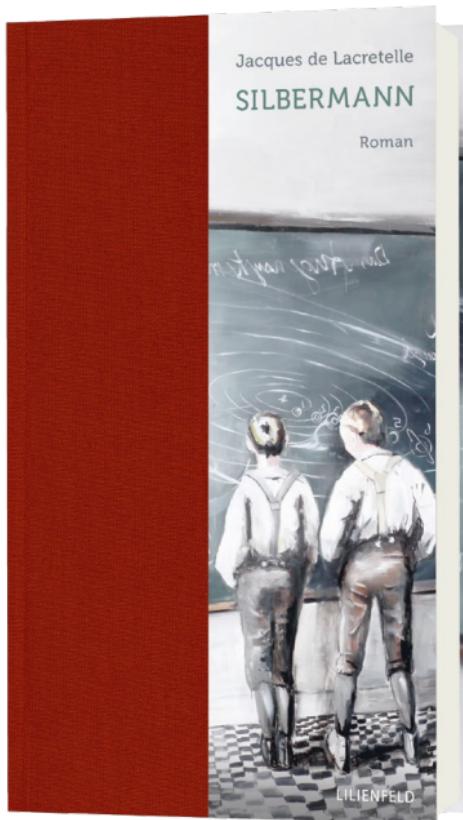




LILIENFELD
VERLAG

Leseprobe



JACQUES DE LACRETELLE

SILBERMANN

Roman

© Lilienfeld Verlag

ISBN 978-3-940357-21-2

I

In der 3. Klasse kam man ins „große“ Lycée. Es nahm die andere Hälfte des Gebäudes ein und unterschied sich äußerlich nicht von dem Teil, in dem ich bereits vier Schuljahre hinter mich gebracht hatte. Der gleiche quadratische Pausenhof, der mit ein paar wenigen Bäumen bepflanzt war, drum herum eine hohe, gedeckte Galerie, die an einer Stelle breiter wurde und den überdachten Teil des Hofs bildete, die gleiche Anordnung der Klassenzimmer entlang dieser Galerie und an den Mauern, zwischen den Fenstern, ganz ähnliche Gipsnachbildungen antiker Reliefs.

Da ich an diesem Oktobermorgen den Hof zum ersten Mal betrat, kam mir dennoch alles unvertraut vor, und ich blickte mich neugierig um.

Als ich die frisch gestrichenen Türen und Fenster sah, kam mir der traurige Gedanke, daß es mit meiner Unabhängigkeit nun wieder zu Ende ging. Ihre rot-braune Farbe erinnerte mich an die Früchte der Chinesischen Dattel, die ich zwei Tage zuvor noch in der Nähe von Nîmes im Gutsgarten von Aiguesbelles gepflückt hatte. Dort hatten wir wie jedes Jahr die Ferien bei meinen Großeltern verbracht. Wir blieben immer bis zum Abend des letzten Sonn-

tags, denn meine Mutter liebte diese Tage der Rituale und der Muße, die sie an die unschuldig-heiteren Momente ihrer Jugend erinnerten. Anfang September fuhr mein Vater nach Paris zurück, und das gab ihr die Freiheit, die Tage so zu genießen wie früher. Am Morgen gingen wir mit den Großeltern zum protestantischen Gottesdienst. Nach der Rückkehr pflückte meine Mutter stets die schönste und wärmste Frucht von dem alten Feigenbaum, dessen knorrige Wurzeln in den Steinplatten der Terrasse gefangen waren. Sie reichte sie mir, nachdem sie das rosafarbene, körnige Fleisch in vier Teile aufgebrochen hatte. Dann versuchte sie, an meinen Augen abzulesen, ob ich die Feigen dieses Baumes genauso gern aß, wie sie es einst in meinem Alter getan hatte ...

Aber auf dem Schulhof, wo ich jetzt stand, kam trotz des leichten Angstgefühls beim Gedanken an die Zwänge des neuen Schuljahres eine fröhliche Ungeduld in mir auf, die alle Trauer verjagte. Ich würde Philippe Robin wiedersehen, meinen Freund.

Er war noch nicht da, denn die Schüler des katholischen Internats, wo er die Mahlzeiten einnahm, kamen erst kurz vor Unterrichtsbeginn. Während ich auf ihn wartete, mitten im Lärm, den ich nach zwei Ferienmonaten nicht mehr gewohnt war, hatte ich ein paar Hände geschüttelt und ein paar Worte gewechselt, aber nur ganz beiläufig und ohne Ver-

traulichkeit, weil ich mir die echten Gefühlsäußerungen für Philippe aufhob. Im übrigen waren mir viele Gesichter unbekannt, andere wiederum kannte ich flüchtig, ich wußte die Namen nicht, ich hatte ihnen nur im Laufe der Zeit und im täglichen Umgang irgendwelche Eigenschaften oder Lebensumstände angedichtet.

Dann tauchte die Gruppe der Zöglinge von Saint-Xavier auf.

Allen voran *de Montclar* und *de La Béchelliére* (unsere Lehrer betonten stets das Adelsprädikat), die im Jahr zuvor beide mit mir in einer Klasse gewesen waren.

Montclar war mittelgroß, kräftig, hatte energische Gesichtszüge, und wie immer, wenn er die Schule betrat, wirkte er sehr arrogant. Verächtlich sah er um sich und machte spöttische Bemerkungen. Sein Freund La Béchelliére war groß, der Hals wirkte lang, auch er sah hochnäsig aus, nicht zuletzt wegen seines schmalbrüstigen Zuschnitts und seiner unnatürlich gravitätischen Gesten; seine Antworten beschränkten sich auf einen einfältigen Ausdruck des farblosen Gesichts. Endlich entdeckte ich auch Philippe, der auf mich zulief.

Als ich ihn aus der Nähe sah, konnte ich einen Ausruf der Überraschung nicht unterdrücken.

Er hatte sich sehr verändert. Er war sonnengebräunt, auf den Wangen zeigte sich ein goldener

Flaum. Und wenn er lachte, bildeten sich tiefe Grübchen, die dann feine Linien auf der Haut zurückließen.

„Findest du nicht“, sagte er stolz, „daß ich schön braun geworden bin in der Sonne? Ich war den September über mit meinem Onkel in Arcachon, wie ich es dir ja schon geschrieben habe. Den ganzen Tag fischen und jagen auf dem Meer. Manchmal sind wir um vier Uhr früh los und sind erst zurückgekommen, wenn es dunkel wurde. Und das Jagen war keineswegs leicht, mein Lieber! Brachvögel ... Kein Vogel ist so vorsichtig und so schwer zu schießen. Das hat mir mein Onkel gesagt. Er hat während der ganzen Jagdsaison nur vier Stück geschossen, dabei bekommt er dauernd Preise beim Tontaubenschießen.“

Ich hatte noch nie ein Gewehr in der Hand gehabt. Jagen lockte mich nicht im geringsten.

Ich kannte Philippes Onkel flüchtig. Er war ein Mann von etwa dreißig Jahren, gut gebaut, mit einem großen roten Schnurrbart, sein Händedruck war brutal.

Philippe unterbrach seinen Redefluß und fragte zerstreut:

„Und du? Bist du auch gestern nach Hause gekommen? ... Hast du schöne Ferien gehabt?“

„Ach“, antwortete ich, „ich liebe Aiguesbelles. Von Jahr zu Jahr gefällt es mir da besser.“

„Na ja, so war es bei mir auch: Noch nie hatte ich soviel Spaß wie in diesen zwei Monaten, vor allem in Arcachon.“

Und er berichtete weiter. Er erzählte mir von einem Zwischenfall mit einem gestrandeten Boot, beschrieb mir Segelregatten, an denen er teilgenommen hatte. Er sprach ohne auf mich zu achten und in einem prahlerischen Ton. Ich erinnerte mich plötzlich an die große Enttäuschung, die ich einmal als Kind erlebt hatte, als ein Freund, den ich besuchte, trotz meiner Gegenwart allein Ball spielte: Er warf seinen Ball hoch in die Luft und fing ihn wieder auf. Während Philippe das wilde, glückliche Leben schilderte, in dem es mich nicht gegeben hatte und woran mir alles fremd war, hatte sich sein Gesicht ganz verfärbt. Und dieser Ausbruch von Freude war mir so unangenehm, die hochroten Wangen erschienen mir als Beweis für eine so tiefe Untreue, daß ich mich abwandte. Ich blickte auf die staubigen Kiesel des Schulhofs, mir fiel wieder ein, daß ich mich seit Wochen auf den Moment unseres Wiedersehens gefreut hatte, und ich war traurig. Ich ahnte, daß wir bald schon keine Freunde mehr sein würden.

Das Signal zum Unterrichtsbeginn ertönte. Wir stellten uns in einer Reihe auf.

„In Houlgate, im August“, fuhr Philippe etwas leiser fort, „habe ich viel Tennis gespielt. Aber dort war es weniger angenehm“ – er verzog das Gesicht –

„weil es zu viele Juden gab ... Am Strand, im Kasino, sie waren einfach überall. Mein Onkel Marc wollte keine drei Tage bleiben. Schau mal, der war auch dort. Er heißt Silbermann.“

Während er dies sagte, deutete er auf einen Jungen, der an der Tür des Klassenzimmers stand, ganz vorne in der Reihe, und den ich im vergangenen Schuljahr in keiner der Parallelklassen gesehen hatte. Er war klein und sah schmächtig aus. Sein Gesicht, das ich sehr deutlich sah, weil er sich zu seinen Kameraden umdrehte, war sehr ausgeprägt, aber ziemlich häßlich, mit einem spitzen Kinn und vorspringenden Backenknochen. Es war blaß, fast gelblich, die Augen und die Augenbrauen waren schwarz, die Lippen fleischig und hellrot. Seine Gesten waren auffallend lebhaft. Wenn er sich mit einer Mimik, die man unwillkürlich verfolgte, an seine Nachbarn wandte, schienen seine Augen vom einen auf den anderen zu hüpfen. Seine ganze Erscheinung ließ eine seltsame Frühreife erahnen. Er erinnerte mich an jene Wunderkinder, die im Zirkus mit erstaunlichen Nummern auftreten. Nur mühsam konnte ich den Blick von ihm abwenden.

Wir betraten das Klassenzimmer.

Die Schüler vom Internat Saint-Xavier, ungefähr zehn, setzten sich wie üblich zusammen. Ich wählte einen Platz vor Philippe Robin. Kaum war er herein gekommen, eilte Silbermann siegessicher zu einem

Platz in der ersten Reihe, dicht vor dem erhöhten Katheder. Unser Klassenlehrer war ein Mann um die vierzig mit kaltem, durchdringendem Blick und sparsamen Gesten. Er unterzog jeden von uns einer Art Verhör und machte sich dabei Notizen. Wir erfuhren, daß Silbermann eine Klasse übersprungen hatte. Das kam selten vor und verlangte nach einer Erklärung.

„Mir fehlt ein Jahr“, sagte er, „aber das werde ich schon aufholen, weil ich in der Fünften ganz gute Noten hatte.“

„Ich bezweifle, daß Sie dem Unterricht werden folgen können.“

„Ich habe im letzten Jahr drei Preise bekommen“, erwiderte Silbermann beharrlich.

„Das ist schön und gut, aber Sie sind nicht wie Ihre Kameraden auf die Unterrichtsfächer vorbereitet. Die Lehrpläne sind nicht umsonst abgestuft, und wer eine Stufe ausläßt, läuft Gefahr zu straucheln.“

„Ich habe aber in den Ferien gearbeitet, Monsieur.“

Silbermann stand während dieses Gesprächs, und seine Stimme klang sehr demütig. Aber trotz der mustergültigen Haltung war sein Ton befremdend, weil er allzu beflissen überzeugen wollte.

Als wir zur Pause das Klassenzimmer verließen, trat einer von uns an Silbermann heran und sagte achselzuckend:

„Du wirst schon sehen, daß du hier nicht bleiben kannst. Du wirst bestimmt in die Vierte zurückmüssen!“

„So, so, das glaubst du?“ antwortete Silbermann mit ironischer Miene. Dann streckte er lebhaft die Hand aus und seine Nasenflügel zuckten:

„Wollen wir wetten, daß ich vor Weihnachten mindestens in zwei Fächern der Erste bin?“

Am Nachmittag dieses ersten Schultags hatten wir frei. Philippe Robin kam mich besuchen. Meine Eltern fanden ihn charmant. Nachher rühmte mein Vater seine männliche Art, meine Mutter sein höfliches Benehmen. Sie hatten unsere Schulfreundschaft sehr gefördert. Als ich ihn zum ersten Mal erwähnt hatte, hatte meine Mutter gefragt, ob er nicht in der Avenue Hoche wohne, und als ich dies bestätigte, hatte sie voller Hochachtung gesagt:

„Dann ist er der Sohn des Notars. Das ist eine sehr bekannte Familie, ein großer Name des Pariser Bürgertums. Die Robins haben ihre Kanzlei wohl schon seit hundert Jahren.“

Und sie hatte mir nahegelegt, ihn nach Hause einzuladen. Ich weiß auch warum. Seit ihrer Heirat hatte sich meine Mutter für nichts anderes im Leben interessiert als für die Karriere ihres Mannes. Mit einzigartiger Geduld und Konsequenz hatte sie alles getan, um die Position meines Vaters in der

Justizhierarchie zu befördern und abzusichern. Sie dachte auch längst nicht daran, in ihren Bemühungen nachzulassen, denn mein Vater, der Ermittlungsrichter in Paris war, befand sich erst auf halber Höhe, wie sie zu sagen pflegte. Aber nun würde auch ich bald ein erwachsener Mann sein, und wie ein wakkeres Zugpferd, das nur eine Aufgabe kennt, wollte sie mit mir ebenfalls diesen Weg gehen. Sie unterhielt sich oft mit mir über meine Zukunft, erklärte mir diverse Berufe, nannte mir deren Vorteile und deren „Unwägbarkeiten“, wobei sie mir den Ausblick auf Welten eröffnete, die mir einigermaßen dunkel und ungastlich vorkamen. Mir war, als blickte ich in eine Hufschmiede, wo sie, ihrem Sohn zur Aufmunterung und zum Ansporn, das Feuer anfachte, den Hammer schwang und auf den Amboß schlug. Leute, die nicht arbeiteten, verabscheute sie zutiefst. Das Wort „Müßiggänger“ sprach sie in einer Weise aus, die den Betroffenen zum Gesetzlosen stempelte. Sie selbst war überaus aktiv, davon zeugte ihr Notizkalender, der über und über bekritzelt war mit Einträgen und der offen auf ihrem Tisch lag wie eine Bibel. Hätte man all die Seiten der letzten zwanzig Jahre zusammengefügt und hätte man das Geschriebene zu deuten gewußt, dann hätte man erkannt, auf welche Art von Arbeit sie ihr Leben verwendet hatte. Man hätte ihr unablässiges Bestreben verfolgen können, bei Gesellschaften und Wohltätigkeits-

veranstaltungen zugegen zu sein oder einflußreiche Leute zu besuchen; all dies hätte ein geheimnisvolles Labyrinth mit unzähligen verschlungenen Gängen ergeben, einen komplizierten Ameisenbau, der dazu da war, meinem Vater zu nützen, und in dem es keinen einzigen Weg gab, der nicht regelmäßig gehegt und gepflegt wurde. Ja, meine Mutter hatte die beharrliche Emsigkeit einer Ameise aufgebracht. Die durchgestrichenen Adressen in ihrem Besuchsjournal waren nicht nur die von Verstorbenen, sondern auch diejenigen von Salons, wo sich keine nützlichen Beziehungen einstellten, Irrwege sozusagen, die sie sofort verließ, sobald sie ihre Fehleinschätzung erkannt hatte.

Welche Überwindung sie diese vielfältigen Bemühungen kosteten, das habe ich erst später erfaßt, als ich die Seufzer zu deuten wußte, die sie vor dem Spiegel ausstieß, während sie ihre allmählich ergrauenden Haare in Ordnung brachte oder ihr blasses, unauffälliges Gesicht, das Gesicht einer allzu strebsamen Arbeiterin, hinter einem Schleier verbarg.

„Ach, dieses Diner bei Cottini!“ entfuhr es ihr.
„Dieser Besuch bei Madame Magnot!“

Cottini war der Direktor einer bedeutenden Tageszeitung und hatte den Ruf eines Lebemannes. Magnot, der Abgeordnete, hatte mehrere Jahre mit seiner Mätresse zusammengelebt, ehe er sie geheiratet hatte. Meine Mutter aber beurteilte die Lebens-

weise ihrer Mitmenschen nach einem strengen, unbeugsamen Kodex.

Durch derlei Erfahrungen belehrt, wünschte sie mich von Karrieren fernzuhalten, wo Günstlingswirtschaft herrschte und politische Beziehungen entscheidend waren. Aus anderen Gründen – Ungewißheit des Erfolgs, zuviel scheinbare Freiheit, mangelnde Arbeitsdisziplin – verwarf sie auch die freien Berufe oder jene, für die eine oft trügerische Berufung entscheidend ist.

„Das bedeutet, sich auf ein Abenteuer einzulassen“, sagte sie. „Heutzutage ist es weise, sich in einem großen privaten Unternehmen zu verdingen, dessen obersten Direktor man kennt. Zwar muß man sich da hocharbeiten, aber das Risiko ist gering. Und wenn man klug und gewissenhaft ist wie du, dann kommt man schnell voran, während die anderen auf der Stelle treten.“

Demzufolge war sie mit meiner Nähe zu Philippe Robin, dem Sohn des Notars, sehr einverstanden, wohingegen sie es mit einem gewissen Mißtrauen gesehen hätte, wenn ich das prachtvolle Haus der Montclars, „dieser Müßiggänger“, frequentiert hätte. Schon bald war sie mit den Eltern meines Freundes in Verbindung getreten. Und wie üblich, wenn sie von ihren Besuchen zurückkehrte, berichtete sie mir, daß man dort der „Crème de la Crème des Pariser Bürgertums“ begegne.

Diese Freundschaft zwischen Philippe und mir war keiner natürlichen Wesensgleichheit zu verdanken. Philippe hatte eine positive Grundeinstellung, er war gesellig und lachte gern. Ich hingegen war wenig mitteilsam, eher ernst, empfänglich für das, was sich in der Phantasie abspielt. Vor allem aber war unsere Moral nicht die gleiche, wenn man das Wort überhaupt schon auf die Regeln anwenden darf, die die Köpfe von Fünfzehnjährigen beherrschen.

Wenn Philippe ein heftiges Verlangen verspürte, wenn er einer Verführung nachgab, waren seine inneren Regungen deutlich sichtbar. Er verstellte sich nicht. Er benahm sich ganz offen und ehrlich, als hätte er die bequeme Gewißheit, daß jeder Fehler auch vergeben werden könne. So war ich nicht. Ich hatte immer Angst, daß eine schlechte Tat mich ein für allemal von dem schmalen Pfad abbringen könnte, den ein strenges Ideal mir als den einzigen richtigen darstellte. Ich war in einer Atmosphäre aufgewachsen, die vom Bannstrahl des Gesetzes bestimmt war, also hatte ich auch Furcht vor dem Urteil der Gesellschaft. Diese Art Skrupel und Gewissensängste hemmten mich, und so erschienen mir Zurückhaltung und Verzicht als die höchsten Tugenden. Ich nahm es als Erfolg, wenn ich mich (häufig dank geschickter Verstellung) vor jeglicher Neugier sicher fühlte. Und welche Freude, wenn es mir gelang, in mir selbst eine verdächtige Absicht zu be-

siegen! Die Freude war so groß und ich hielt sie für so heilbringend, daß ich der Lust nicht widerstehen konnte, sie künstlich hervorzurufen. So ließ ich mich manchmal von bösen Gedanken beschleichen, ja, förderte ihre Entwicklung, ließ sie in lustvoller Erregung wuchern, um sie dann plötzlich wie schädliche Triebe abzuhacken. Danach hatte ich das hehre Gefühl, meine Seele gestärkt zu haben. So ähnlich hielt es mein Großvater in Aiguesbelles mit seinen Weinstöcken: Einige durften im Frühjahr nicht beschnitten werden, damit er, wenn er durch sein Gut spazierte, das Glück genießen konnte, die Gartenschere selbst zu benutzen. Er neigte sich über den gefährlich vernachlässigten Rebstock, beschnitt und stutzte ihn mit pedantischer Hingabe. Dann richtete er sich auf und sagte stolz zu mir:

„Siehst du, mein Junge, die beste Rebe ist die, die am sorgfältigsten beschnitten wurde.“